

Cicero | Gespräche über Freundschaft,
Alter und die Freiheit der Seele

Jubiläumsausgabe

M. Tullius Cicero

Gespräche über Freundschaft, Alter und die Freiheit der Seele

Laelius über die Freundschaft · Cato der Ältere über
das Alter · Scipios Traum

Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben
von Marion Giebel

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 11124
2009, 2017 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Druck: Reclam, Ditzingen
Buchbinderische Verarbeitung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany 2017
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011124-6
www.reclam.de

Inhalt

Laelius – Über die Freundschaft	7
Cato der Ältere – Über das Alter	65
Scipios Traum	115

Anhang

Zu dieser Ausgabe	133
Anmerkungen	134
Verzeichnis der Eigennamen	146
Zeittafel	164
Literaturhinweise	166
Nachwort	169

Laelius – Über die Freundschaft

(Laelius de amicitia)

(Cicero an Atticus)

1. Quintus Mucius der Augur hatte die Angewohnheit, von seinem Schwiegervater Gaius Laelius vieles aus dem Gedächtnis und in unterhaltsamer Art zu erzählen und ihn dabei ohne Bedenken in jedem Gespräch »den Weisen« zu nennen. Ich aber war von meinem Vater, als ich die Männer-toga angelegt hatte, dem Scaevola zur Unterweisung anvertraut worden,¹ und das führte dazu, dass ich, soweit ich konnte und durfte, dem Greis niemals von der Seite wich. Und so habe ich mir vieles von seinen klugen Erörterungen und auch kurze und treffende Aussprüche eingeprägt und mich bemüht, aus seiner Lebensklugheit Nutzen für meine Bildung zu ziehen. Nach seinem Tod schloss ich mich dem Oberpriester Scaevola an, den ich, mit seinem hohen Geist und seinem rechtlichen Sinn, eine einzigartige Leuchte unseres Staates zu nennen wage. Doch von ihm ein anderes Mal; ich komme nun wieder auf den Augur zurück.

Neben vielen anderen Äußerungen erinnere ich mich auch daran, wie er einmal daheim in seinem Lehnssessel saß und ich mit nur wenigen vertrauten Freunden bei ihm war und er auf das zu sprechen kam, was damals gerade bei vielen das Gesprächsthema war: Du Erinnerst dich sicher daran, Atticus, umso eher, da du ja mit Publius Sulpicius viel zusammen warst, als er sich als Volkstribun in tödlichem Hass mit Quintus Pompeius verfeindete, mit dem er in so inniger und herzlicher Verbundenheit gelebt hatte, und du Erinnerst dich auch, wie sehr sich die Leute damals darüber wunderten und wie sehr sie die Sache bedauerten.

Und gerade im Zusammenhang mit der Erwähnung dieses Vorfalles teilte uns Scaevola damals das Gespräch des Laelius über die Freundschaft mit, das dieser mit ihm selbst und mit dem anderen Schwiegersohn, Gaius Fannius, dem Sohn des Marcus, geführt hatte, wenige Tage nach dem Tod des Africanus.

Die Grundgedanken dieses Gesprächs habe ich mir damals eingeprägt und sie nun in der vorliegenden Schrift meinem Ermessen nach dargelegt. Ich lasse nämlich die Gesprächsteilnehmer selber sprechen, damit ich nicht zu oft ein »sagte ich« und »sagte er« einschieben muss und damit das Gespräch wie ein Dialog von hier anwesenden Personen wirkt.

Du hast mich ja schon oft gedrängt, ich solle etwas über die Freundschaft schreiben; da schien mir nun dieses Gespräch von allgemeinem Interesse zu sein und zugleich auch im Einklang mit unserer vertrauten Freundschaft. So habe ich mich nicht ungern dazu entschlossen, kann ich doch auf deine Bitte hin auch einem größeren Kreis nützen. Im *Cato Maior*, der Schrift, die ich für dich über das Alter verfasst habe, ließ ich den Cato als hochbetagten Unterredner auftreten. Keine andere Gestalt erschien ja geeigneter als die seine, über diese Altersstufe zu sprechen, weil er sehr lange im hohen Alter gelebt hat und gerade darin so frisch und munter war wie kaum ein anderer. Da wir von unseren Vätern her wissen, dass die Freundschaft zwischen Gaius Laelius und Publius Scipio wahrhaft denkwürdig war, schien mir die Gestalt des Laelius wie geschaffen dazu, über die Freundschaft eben das vorzutragen, was er Scaevolass Erinnerung zufolge hierzu geäußert hat. Diese Art von Gesprächen aber, gestützt auf das Ansehen von

Menschen früherer Epochen, und zwar von berühmten, scheint mir irgendwie besonders nachdrücklich zu wirken. So habe ich selbst beim Lesen meiner Schrift bisweilen den Eindruck, es spräche hier Cato und nicht ich.

Wie ich aber damals als Älterer an einen Älteren über das Alter schrieb, so schreibe ich in diesem Buch als vertrauter Freund an den Freund über die Freundschaft. Dort sprach Cato, beinahe der älteste Mann jener Zeit, weiser als jeder andere; jetzt soll Laelius über die Freundschaft sprechen, auch er ein Weiser, dafür galt er, und ausgezeichnet durch den Ruhm seiner Freundestreue. Du sollst aber für eine Weile deine Aufmerksamkeit von mir abwenden und dir vorstellen, Laelius spreche selber.

Gaius Fannius und Quintus Mucius kommen nach dem Tod des Scipio Africanus zu ihrem Schwiegervater; mit ihnen beginnt das Gespräch. Laelius antwortet; er führt die ganze Erörterung über die Freundschaft: Wenn du sie liest, wirst du dich selbst darin erkennen.

(Beginn des Gesprächs)

2. Fannius: So ist es, Laelius: Keinen besseren Mann hat es gegeben als Africanus, keinen berühmteren. Doch du musst dir darüber klar sein, dass nun aller Augen auf dich allein gerichtet sind. Dich nennen sie den Weisen und halten dich auch wirklich dafür. Dieser Beiname wurde vor gar nicht so langer Zeit noch dem Marcus Cato zugestanden; auch Lucius Acilius hieß, wie wir wissen, bei unseren Vätern »der Weise«, doch jeder in etwas anderer Hinsicht: Acilius, weil man ihn für einen Kenner auf dem Gebiet des

bürgerlichen Rechts hielt, Cato aufgrund seiner reichen Erfahrung in vielen Sachgebieten. Von seinem Wirken im Senat und auf dem Forum wusste man vieles zu nennen: seine klugen Vorschläge, konsequent geführte Verhandlungen, scharfsinnige Rechtsbescheide. Deshalb hatte er in seinem Alter schon den förmlichen Beinamen »der Weise«. Du aber bist auf andere Art weise, nicht nur aufgrund deines Charakters und deiner Lebensführung, sondern auch aufgrund deiner geistigen Interessen und wissenschaftlichen Kenntnisse, und zwar nicht wie die große Masse, sondern wie Gebildete im Allgemeinen jemand »weise« nennen. So kennen wir in ganz Griechenland keinen – die sogenannten »Sieben Weisen« werden von denjenigen, die sich mit solchen Fragen genauer beschäftigen, nicht zur Zahl der Weisen gerechnet –, nur in Athen gab es einen, nämlich den, der sogar vom Orakel des Apollon als der Weiseste bezeichnet wurde.² Deine Weisheit, so glaubt man, bestehe darin, dass du überzeugt bist, alles ruhe in dir selbst und die Wechselfälle des menschlichen Lebens besäßen weniger Macht als eine auf die Tugend gegründete Persönlichkeit.³ Daher fragen die Leute mich – und ich glaube auch Scaevola hier –, wie du den Tod des Africanus erträgst, und das noch besonders aus folgendem Grund: An den Nonen⁴ im letzten Monat, als wir wie üblich in den Gärten des Augurs Decimus Brutus zu Besprechungen zusammengekommen waren, bist gerade du nicht dabei gewesen, obwohl du doch sonst gewöhnlich diesen Termin und diese Aufgabe äußerst gewissenhaft wahrnimmst.

Scaevola: Freilich fragen viele, Laelius, wie Fannius eben sagte, aber ich antworte mit dem, was ich bemerken konnte: dass du nämlich den Schmerz, den du durch den Tod

des besten Mannes und des engsten Freundes erlitten hast, in gefasster Haltung erträgst, dass du aber nicht unerschüttert bleiben konntest, was auch dein menschliches Gefühl gar nicht erlaubt hätte.⁵ Dass du aber an den Nonen nicht an unserer Versammlung teilgenommen hast, dafür war, so gab ich Auskunft, dein gesundheitliches Befinden die Ursache, nicht deine Trauer.

Laelius: Damit hast du völlig recht, Scaevola: Von dieser Verpflichtung, die ich stets wahrgenommen habe, wenn ich wohlauf war, hätte ich mich niemals durch etwas mir Ungelegenes abhalten lassen dürfen, und ich glaube, kein Mann von festem Charakter sollte sich bei irgendeinem Schicksalsschlag eine Pflichtversäumnis erlauben.

Von dir aber, Fannius, ist es sehr freundlich, mir zu sagen, dass man so hoch von mir denkt, was ich weder als wahr anerkennen noch für mich in Anspruch nehmen will. Mit deinem Urteil über Cato scheinst du mir aber nicht ganz recht zu haben. Entweder ist nämlich niemand weise – was ich wenigstens eher glaube – oder, wenn überhaupt jemand, dann war er es. Wie hat er doch – um von anderem ganz zu schweigen – den Tod seines Sohnes getragen! Ich erinnere mich an Paulus, ich habe auch Galus erlebt, doch sie verloren Söhne im Kindesalter, Cato aber einen schon gereiften und geachteten Mann. Deshalb solltest du beileibe nicht dem Cato irgendjemand vorziehen, nicht einmal den Mann, den Apollon, wie du sagst, als den Allerweisesten bezeichnet hat. Von Cato werden nämlich Taten, von ihm aber nur Worte gepriesen. Was aber mich angeht, um nun mit euch beiden zu sprechen, so sollt ihr Folgendes wissen:

3. Wollte ich behaupten, ich verspürte gar keine Trauer

um Scipio, dann sollten die Philosophen darüber urteilen, wie recht ich daran täte, ich müsste aber lügen, wenn ich das sagte. Ich bin erschüttert durch den Verlust eines solchen Freundes, wie es, so glaube ich, keinen mehr geben wird und wie es sicherlich auch noch keinen gegeben hat. Doch brauche ich kein Heil- und Linderungsmittel; ich tröste mich selbst, und zwar hauptsächlich mit jenem Trost, dass ich von dem Irrglauben frei bin, mit dem sich die meisten beim Hingang ihrer Freunde gewöhnlich abquälen: Nichts Schlimmes hat, so glaube ich, Scipio betroffen; mich hat es betroffen, wenn überhaupt. Sich mit seinem eigenen Kummer das Herz schwerzumachen, das zeigt nur, dass man nicht den Freund, sondern sich selbst liebt. Wer will aber bestreiten, dass es Scipio wahrhaft herrlich ergangen ist? Falls er sich nicht – woran er aber am allerwenigsten gedacht hat – gewünscht hat, für immer hier zu leben: Was hat er dann nicht erreicht von allem, was sich ein Mensch nur wünschen darf? Die hohen Erwartungen, die seine Mitbürger schon in seiner Knabenzeit auf ihn setzten, hat er als junger Mann sogleich mit seiner unglaublichen Tüchtigkeit noch überboten. Um das Konsulat hat er sich niemals bemüht; er ist aber zweimal Konsul gewesen, das erste Mal vor der festgesetzten Zeit, das zweite Mal war es für seine Person zur rechten Zeit, für den Staat aber fast schon zu spät.⁶ Zwei Städte, Todfeinde unseres Reiches, hat er zerstört und damit nicht nur gegenwärtige Kriege beendet, sondern auch zukünftige von vornherein verhindert. Was soll ich sagen von seinem äußerst liebenswürdigen Wesen, von der Liebe zu seiner Mutter, der Großzügigkeit gegenüber seinen Schwestern, der Güte gegen die Seinen, seiner Rechtlichkeit gegen alle? Das kennt ihr

ja selbst. Wie teuer er aber seinen Mitbürgern war, das hat sich an der Trauer bei seinem Leichenbegängnis gezeigt. Was hätte ihm also die Zugabe einiger Jahre noch bringen können? Mag das Greisenalter auch nicht so drückend sein – ich erinnere mich, wie Cato im Jahr vor seinem Tod mit mir und Scipio darüber sprach –, es raubt uns doch die Frische und Lebenskraft, die Scipio bis dahin noch besaß. Daher war sein Leben so reich an Glück und Ruhm, dass einfach nichts mehr dazukommen konnte. Sein Tod aber erfolgte so plötzlich, dass er das Gefühl des Sterbens gar nicht hatte. Auf welche Art er starb, ist schwer zu sagen; ihr wisst ja, was die Leute darüber argwöhnen. So viel darf man aber in Wahrheit sagen: Für Publius Scipio hatte von den vielen hoch gefeierten und freudenreichen Tagen, die er erleben durfte, der Tag den höchsten Glanz, an dem er nach dem Schluss der Senatsitzung gegen Abend von den Senatoren, vom römischen Volk, von den Bundesgenossen und den Latinern⁷ nach Hause geleitet wurde. Es war am Tag, bevor er aus dem Leben schied. Daher hat es den Anschein, er sei von einer so hohen Stufe der Würde eher zu den überirdischen als zu den unterirdischen Göttern gelangt.

4. Ich stimme nämlich nicht mit denen überein, die jüngst damit angefangen haben, die Lehre aufzustellen, mit dem Leib ginge zugleich auch die Seele zugrunde, und alles werde durch den Tod vernichtet.⁸ Mehr gilt für mich die gewichtige Meinung der Alten: Das sind einmal unsere Verfahren, die den Toten geheiligte Ehrenrechte zuerkannten, was sie gewiss nicht getan hätten, wären sie der Ansicht gewesen, die Toten hätten nichts mehr davon. Dann meine ich diejenigen, die in diesem Land gelebt und Großgrie-

chenland⁹, das zwar jetzt nicht mehr besteht, seinerzeit aber in Blüte stand, mit ihren Unterweisungen und Lehren erzogen haben. Und ich meine auch die Autorität des Mannes, der vom Orakel Apollons der weiseste genannt worden ist und der hierüber nicht bald dieses, bald jenes für richtig hielt, wie die breite Masse, sondern stets das gleiche: Die Seelen der Menschen seien göttlich und ihnen stünde, sobald sie den Leib verlassen haben, die Rückkehr in den Himmel offen, und sie ist für die Besten und Gerechtesten jeweils am leichtesten. Dies hielt auch Scipio für richtig. Er hat ja, als ob er eine Vorahnung gehabt hätte, noch wenige Tage vor seinem Tod, als auch Philus und Manilius dabei waren – auch du, Scaevola, bist mit mir hingegangen –, drei Tage lang ein Gespräch über den Staat geführt.¹⁰ Sozusagen die Krönung seines Vortrags bildete das, was er über die Unsterblichkeit der Seele seinen Worten nach im Schlaf durch eine Traumerscheinung vom älteren Africanus vernommen hatte. Wenn es nun so ist, dass die Seelen aller Gutgesinnten im Tod am leichtesten aus dem Kerker und den Fesseln des Leibes entfliehen, was meinen wir: Wer mag dann wohl einen leichteren Weg zu den Göttern gehabt haben als Scipio? Wenn man daher über seinen Tod trauert, würde man dies, so befürchte ich, eher aus Missgunst denn aus Freundestreue tun. Wenn aber die andere Lehre der Wahrheit näher käme, dass nämlich Seele und Leib gleichzeitig zugrunde gingen und keine Empfindung mehr verbliebe, dann ist zwar nichts Gutes am Tod, aber entschieden auch nichts Schlechtes. Denn beim Verlust der Empfindung ist es ja gerade so, als ob man gar nicht geboren wäre. Dass Scipio aber geboren wurde, darüber freuen wir uns, und darüber wird sich auch unser Staat

freuen, solange er besteht. Deshalb ist ihm, wie ich vorher sagte, auch nur das Beste geschehen; mich traf es härter, da es für mich angemessener gewesen wäre, früher aus dem Leben zu gehen, wie ich auch früher eingetreten bin. Aber dennoch finde ich in der Erinnerung an unsere Freundschaft solchen Genuss, dass mir mein Leben glücklich erscheint, weil ich es mit Scipio leben durfte, mit dem ich die Sorge für den Staat und für das persönliche Leben teilte, mit dem mich nicht nur die gemeinsame Zeit als Hausgenossen und als Kriegskameraden verband, sondern auch das, was das ganze Wesen der Freundschaft ausmacht: vollkommene Übereinstimmung in Zielsetzungen, geistigen Interessen und politischen Ansichten. Und so freut mich nicht so sehr der Ruf meiner Weisheit, den Fannius soeben erwähnte – zumal er unbegründet ist –, als vielmehr die Hoffnung, die Erinnerung an unsere Freundschaft werde ewig dauern. Und das ist für mich umso mehr eine Herzenssache, da sich ja aus allen Jahrhunderten kaum drei oder vier Freundespaare nennen lassen.¹¹ Als eine Freundschaft dieser Art wird, so darf ich hoffen, die zwischen Scipio und Laelius der Nachwelt bekannt bleiben.

Fannius: Das wird bestimmt so sein, Laelius. Doch da du nun schon einmal auf die Freundschaft zu sprechen kamst und wir gerade frei von Staatsgeschäften sind, würdest du mir und sicherlich auch Scaevola einen großen Gefallen erweisen, wenn du in der gleichen Art, in der du gewöhnlich über andere Themen sprichst, die man dir vorlegt, auch die Freundschaft erörtern würdest: was du dazu meinst, wie sie deiner Ansicht nach sein soll und welche Vorschriften du dabei geben möchtest.¹²

Scaevola: Mich wird das bestimmt freuen, denn eben

darum wollte ich dich gerade angehen, da kam mir Fannius zuvor. Also würdest du uns beiden einen großen Gefallen erweisen.

5. Laelius: Ich würde mich gewiss nicht lange bitten lassen, wenn ich es mir nur selber zutraute. Es ist ja ein wichtiges Thema, und wie Fannius schon sagte, hätten wir gerade Zeit. Doch wer bin ich, was befähigt mich dazu? Es ist ja die Gewohnheit gelehrter Männer und gerade der Griechen, sich ein Thema stellen zu lassen, das sie dann erörtern, und sogar aus dem Stegreif. Das ist aber eine schwierige Aufgabe und bedarf nicht geringer Übung. Daher solltet ihr, was man in einer Erörterung über die Freundschaft sagen kann, bei denen suchen, meine ich, deren Fach das ist. Ich kann euch nur mahnend dazu auffordern, die Freundschaft allen menschlichen Gütern vorzuziehen. Nichts ist nämlich unserer Natur so gemäß, so passend zu unseren Lebensverhältnissen, sei es im Glück oder im Unglück.

Dies ist aber meine erste Einsicht, dass Freundschaft nur zwischen Gutgesinnten bestehen kann. Ich meine das allerdings nicht im strengsten Sinn, wie die Leute das tun, die solche Fragen recht scharfsinnig erörtern, vielleicht ganz richtig, aber doch zu wenig auf den allgemeinen Nutzen bezogen. Sie sagen, es könne keiner ein guter Mensch sein, wenn er nicht gleichzeitig ein Weiser ist.¹³ Das mag so sein, aber sie verstehen Weisheit als etwas, das bisher kein Sterblicher erreicht hat. Wir müssen uns jedoch an das halten, was auf der Erfahrung des täglichen Lebens beruht – nicht an das, was man sich so zusammenfabuliert oder wünscht. Niemals werde ich behaupten, Gaius Fabricius, Manius Curius oder Tiberius Coruncanius, Männer, die unsere Vorfahren als Weise bezeichnet haben, seien nach

der Regel dieser Philosophen weise gewesen. Darum mögen sie ihren Begriff von Weisheit für sich behalten, nebelhaft und missverständlich wie er ist, sie sollen aber zugeben, dass die Genannten rechtschaffene Männer gewesen sind. Doch nicht einmal das werden sie tun; sie werden sagen, diese Auszeichnung käme nur dem Weisen zu.

Wir wollen also sozusagen unseren gesunden Menschenverstand walten lassen. Menschen, die sich so verhalten, so leben, dass ihre Treue und Lauterkeit, ihr Rechtsgefühl und ihre edle Gesinnung erprobt sind, bei denen sich keine Begehrlichkeit, keine ungezügelten Leidenschaften und keine Skrupellosigkeit finden und die ihre Charakterfestigkeit unter Beweis stellen, wie es bei denen der Fall war, die ich eben genannt habe – diese Männer müssen auch, so glauben wir, die Guten genannt werden. Dafür galten sie ja auch, weil sie, soweit Menschen das vermögen, der Natur als der besten Führerin zu einem rechtschaffenen Leben folgten.¹⁴ Das glaube ich nämlich klar zu erkennen: Wir sind so geschaffen, dass zwischen uns allen eine Art von Gemeinschaft besteht, die umso inniger ist, je näher uns einer steht. Daher gelten uns Mitbürger mehr als Auswärtige, Verwandte mehr als Fremde. Denn zwischen Verwandten hat schon die Natur von sich aus ein freundschaftliches Verhältnis geschaffen, das allerdings in seiner Stabilität weniger weit geht. Denn darin übertrifft die Freundschaft das verwandtschaftliche Verhältnis: Bei der Verwandtschaft kann die gegenseitige Zuneigung fehlen, bei der Freundschaft aber nicht. Fehlt nämlich die Zuneigung, gibt es auch keine Freundschaft mehr, eine Verwandtschaft bleibt jedoch bestehen. Wie stark aber die Kraft der Freundschaft wirkt, kann man am ehesten daran

erkennen, dass aus der unbegrenzten, von der Natur selbst gestifteten Gemeinschaft des Menschengeschlechts sich ein so enger Zusammenschluss gebildet hat, dass die volle Zuneigung nur zwei oder wenige Personen verbindet.

6. Es ist nämlich die Freundschaft nichts anderes als Übereinstimmung in allen göttlichen und menschlichen Dingen, verbunden mit Sympathie und Liebe. Im Vergleich zu ihr ist den Menschen wohl – die Weisheit einmal ausgenommen – nichts Besseres von den unsterblichen Göttern geschenkt worden. Es gibt zwar welche, die lieber reich sein wollen, andere ziehen stabile Gesundheit vor, wieder andere Macht und Einfluss, hohe Ämter, viele auch sinnliche Genüsse. Das Letztere ist freilich Sache von Tieren; die vorher genannten Dinge aber sind vergänglich und unsicher, weil sie nicht so sehr von unseren eigenen Entschlüssen abhängig sind als vielmehr von der Laune des Schicksals. Diejenigen freilich, die in der Tugend das höchste Gut sehen, haben ein hohes Ziel vor Augen: Gerade diese Tugend ist es ja, die Freundschaft entstehen lässt und erhält; ohne Tugend kann echte Freundschaft nie und nimmer bestehen.

Diese Tugend wollen wir nun nach dem Sprachgebrauch unseres täglichen Lebens erklären und sie nicht wie gewisse Philosophen mit hochtrabenden Worten definieren. Wir wollen rechtschaffene Männer diejenigen nennen, die als solche angesehen werden: einen Paulus, Cato, Galus, Scipio, Philus. Mit solchen gibt sich das gewöhnliche Leben zufrieden; die aber wollen wir beiseitelassen, die nie und nirgendwo zu finden sind. Unter Männern solcher Art bietet Freundschaft so große Vorteile, wie ich sie kaum aufzählen kann. Zuerst: Wie gibt es überhaupt ein »lebens-

wertes Leben«, wie Ennius sagt, das nicht auf gegenseitiger Sympathie von Freunden beruht? Was ist denn angenehmer, als jemanden zu haben, mit dem du dich getrauen kannst, alles so zu bereden wie mit dir selbst? Würdest du glückliche Stunden so genießen können, wenn du nicht jemanden hättest, der sich darüber ebenso freut wie du? Unglück gar wäre schwer zu ertragen ohne einen, der es sogar noch schwerer nimmt als du. Die anderen Dinge endlich, die man erstrebt, sind fast immer nur zu einzelnen Zwecken dienlich: Einfluss, um Ansehen zu gewinnen, Ämter, um Ruhm zu ernten, Vergnügungen, um Spaß daran zu haben, Gesundheit, um frei von Schmerzen zu sein und seinen Körper gebrauchen zu können. Die Freundschaft aber umfasst die meisten Lebensbereiche: Wohin du dich auch wendest, da ist sie, von keinem Ort ist sie ausgeschlossen, niemals kommt sie ungelegen, nie ist sie beschwerlich. Daher haben wir, wie man so sagt, nicht Wasser, nicht Feuer so oft nötig wie sie. Und zwar spreche ich jetzt nicht von der alltäglichen und durchschnittlichen Freundschaft, obwohl auch diese schon Freude und Nutzen bringt, sondern von der wahren und vollkommenen, wie es sie nur bei den wenigen gab, die wir mit Namen nennen können. Eine solche Freundschaft macht nämlich ein Glück noch glänzender, das Unglück aber, indem sie es teilt und damit halbiert, leichter.

7. Sehr viele und recht große Vorteile gibt es also bei der Freundschaft; das hat sie aber unbedingt vor allem anderen voraus: Sie erhellt uns die Zukunft mit freudigen Hoffnungen und lässt unseren Mut nicht erlahmen noch sinken. Wer nämlich auf einen wahren Freund blickt, der sieht sozusagen ein Abbild seiner selbst.¹⁵ Daher sind Abwesende

zugegen, Bedürftige überreich, Schwache stark und – was sich mit Worten noch schwerer ausdrücken lässt – Tote lebendig. Solch ein ehrendes Andenken, solche Sehnsucht der Freunde folgt ihnen nach, dass sie im Tod noch glücklich erscheinen, die Lebenden aber lobenswert. Nimmt man jedoch die Bande der Zuneigung aus der Welt, dann kann keine Hausgemeinschaft, keine Stadtgemeinde mehr bestehen, nicht einmal die Feldbestellung kann weitergehen. Wem es weniger einleuchtet, wie stark einträchtige Freundschaft wirkt, dem wird es im Blick auf Uneinigkeit und Zwietracht klarwerden. Denn welche Hausgemeinschaft, welche Bürgerschaft ist so gesichert, dass sie nicht durch Hass und Zwietracht von Grund aus zerstört werden könnte? Hieran lässt sich ermessen, wie viel Wert in der Freundschaft liegt. Es soll ja ein gelehrter Mann aus Agrigent in griechischen Versen seherisch Folgendes verkündet haben: Was in der Natur und im gesamten Weltall fest steht oder sich bewegt, das wird durch Freundschaft zusammengehalten, durch Zwietracht aber getrennt. Das können alle Menschen einsehen und in der Wirklichkeit erproben. Gibt es daher einmal ein Beispiel von Freundschaftstreue, indem jemand Gefahren auf sich nimmt oder sie teilt, wer fände dafür nicht Worte höchster Anerkennung? Was für ein lauter Beifall tönte nicht neulich durch den ganzen Zuschauerraum, als das neue Stück meines lieben Gastfreundes Marcus Pacuvius aufgeführt wurde. Als da der König nicht wusste, welcher von den beiden Männern Orestes sei und Pylades sich für Orestes ausgab, um an seiner Stelle getötet zu werden – und wie dann der wirkliche Orestes aber darauf bestand, er sei Orestes. Stehend klatschten die Leute Beifall für ein erdichtetes Geschehen.

Was hätten sie wohl erst getan, wenn es Wirklichkeit gewesen wäre? Ganz von selbst zeigte da das natürliche Gefühl seine Stärke, da die Menschen das, was sie selbst nicht tun könnten, bei einem anderen für richtig erklärten.

So weit habe ich nun meine Ansicht über die Freundschaft vorgetragen, nach bestem Wissen und Können. Wenn es darüber hinaus noch etwas gibt – und ich glaube, es gibt noch vieles –, dann lasst euch darüber, wenn ihr wollt, von denen belehren, die über dieses Thema ihre Erörterungen abhalten.

Fannius: Wir wollen es aber lieber von dir hören! Ich habe zwar auch diese Leute schon mehrmals befragt und habe sie gewiss nicht ungern gehört, aber deine Art der Darstellung ist doch etwas ganz anderes!

Scaevola: Du könntest das noch viel eher behaupten, Fannius, wenn du neulich in den Gärten Scipios dabei gewesen wärest, als über den Staat gesprochen wurde. Wie ist Laelius da als ein Anwalt der Gerechtigkeit gegen die sorgfältig aufgebaute Rede des Philus aufgetreten!

Fannius: Das fiel wohl leicht, wenn ein so gerechter Mann die Gerechtigkeit verteidigt.

Scaevola: Und die Freundschaft? Sollte nicht auch das ein Leichtes sein für ihn, der doch seinen größten Ruhm daraus gewonnen hat, dass er sie mit höchster Treue, Standhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit bewahrte?

8. Laelius: Das heißt ja einem Gewalt antun! Was macht es schon aus, wie ihr mich zwingt? Ihr bezwingt mich auf jeden Fall. Denn sich dem Drängen seiner Schwiegersöhne zu widersetzen, noch dazu in einer guten Sache, das fiel nicht leicht und wäre obendrein nicht recht und billig.

Je öfter ich also über die Freundschaft nachdenke, desto

mehr scheint mir das Folgende reiflicher Überlegung wert: Sucht man Freundschaft nur aus Schwäche und Bedürftigkeit, damit im Geben und Empfangen von Wohltaten ein jeder das, was er von sich aus weniger vermag, von einem anderen erhält und dafür Gegenleistungen erbringt? Oder ist dies zwar ein charakteristisches Merkmal der Freundschaft, aber es gibt doch noch einen anderen Grund, der ursprünglicher und edler ist und mehr der menschlichen Natur entstammt? Die Liebe nämlich, *amor*, von der der Ausdruck Freundschaft, Freundesliebe, *amicitia*, gebildet wird, ist ja der erste Antrieb, ein Band gegenseitiger Sympathie zu knüpfen. Vorteile gewinnt man auch oft von denen, die man mit erheuchelter Freundschaft umwirbt und nur bestimmter Umstände wegen achtet. Bei einer echten Freundschaft aber ist nichts erdichtet, nichts erheuchelt und alles beruht auf Wahrhaftigkeit und freiem Willen. Deswegen scheint mir Freundschaft eher aus unserem natürlichen Wesen als aus Bedürftigkeit zu erwachsen und mehr aus dem inneren Drang, sich an jemanden anzuschließen, verbunden mit einem Gefühl der Sympathie, als aus der Berechnung, wie viel Nutzen die Sache bringen werde. Was es damit auf sich hat, lässt sich auch bei manchen Tieren beobachten, die ihre Jungen bis zu einem bestimmten Zeitpunkt so lieben und von ihnen so wiederge-
liebt werden, dass ihre Gefühle leicht zu erkennen sind. Das tritt beim Menschen noch viel deutlicher hervor: Erstens in dem Band der Liebe zwischen Kindern und Eltern, das nur durch eine grässliche Untat zerrissen werden kann, dann aber, wenn ein ähnliches Liebesempfinden in uns erwacht, sobald wir jemand gefunden haben, mit dem wir in seiner Lebensauffassung und seinem inneren Wesen har-

monieren, weil wir in ihm sozusagen ein leuchtendes Vorbild von Rechtschaffenheit und Tugend vor uns haben. Nichts Liebenswerteres gibt es ja als die Tugend, nichts, was uns mehr zu liebender Wertschätzung anlockte – lieben wir doch wegen ihrer Tugend und Rechtschaffenheit in gewisser Weise sogar Menschen, die wir nie gesehen haben. Wer könnte sich denn den Gaius Fabricius, den Manius Curius ohne ein Gefühl warmer Sympathie ins Gedächtnis rufen, die er doch nie gesehen hat? Gibt es aber einen, der dem Tarquinius Superbus, dem Spurius Cassius und Spurius Maelius gegenüber nicht ein Gefühl des Hasses empfindet? Mit zwei Feldherren gab es in Italien einen harten Kampf um die Macht, mit Pyrrhos und Hannibal. Dem ersten gegenüber haben wir wegen seiner Redlichkeit keine allzu feindlichen Gefühle; den anderen aber wird unser Volk seiner Grausamkeit wegen für immer hassen.

9. Wenn nun redliche Gesinnung eine so starke Wirkung hat, dass wir sie sogar an Menschen lieben, die wir nie gesehen haben, ja sogar, was noch mehr besagen will, selbst noch an einem Feind: Da ist es doch kein Wunder, wenn Menschen sich angezogen fühlen, sobald sie an Leuten, mit denen sie im täglichen Verkehr zusammen sein können, deren edlen Charakter und ihre Herzensgüte aus der Nähe kennen lernen. Freilich festigt sich die Liebe, wenn man Dienste erwiesen bekommt, gegenseitige Neigung feststellen kann, verbunden mit dem näheren Umgang. Kommt dies alles zu der anfänglichen ersten Herzensregung dazu, dann entbrennt auf wunderbare Weise ein mächtiges Feuer der Sympathie. Wenn manche glauben, dies ginge aus einer Schwäche hervor, damit man jemand hat, mit dessen Hilfe ein jeder erlangt, was er begehrt, dann weisen sie der